

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 212. Bromberg, den 5. November 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

14. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Hans Wilhelm blieb jetzt immer in einem Pfeifen und Singen. Pünktlich kamen die Briefe. Von Lo immer so geschrieben, daß er sie des Sonntags erhielt. Und alle waren so herzig und zuweilen auch so lustig, daß er seine helle Freude daran hatte. Immer ungeduldiger sehnte er den Frühling herbei. Ende Februar fand er im Walde ein verfrühtes Veilchen. Mit einem Jubelbriefe sandte er es an sie. „Nur noch ein paar Wochen, dann müssen Sie das verschleierte Bild von Sais enthüllen", schrieb er ihr.

Und Lo antwortete, sie bekomme jetzt schon Herzklopfen bei dem Gedanken an das Entsetzen, welches sich auf seinem Gesicht ausprägen würde, beim Anblick ihrer ungeheuren Häßlichkeit.

Solche „Erzschwindeleien" verbat er sich. Sein Kundschafter habe ihm berichtet, sie sei von schönem geraden Wuchse und hätte ein klares Gesicht mit grauen Augen. Die Haare seien braun und nicht gebrannt. Der Zopf sei zu einem dicken Gicks gerollt und glatt und blank, was ein Beweis dafür sei, daß es kein „falscher Wilhelm" sei, weil die alle ein bißchen fuchsig aussähen und keinen Glanz hätten.

Lo lachte Tränen, als sie das las.

Unterdes hatte Rosi nach B. geschrieben. Sie wiederholte nun aufs herzlichste ihre Einladung, sintemal die linden Lüfte den abscheulichen Schnee alle Tage mehr fortleckten. Spätestens Anfang April müsse Fräulein Jakobus in Dettenheim sein, wenn sie das Belauschen des knospenden Waldes nicht versäumen wolle.

Lo hatte gar nicht mehr viel Lust zum Reisen. Sie erlebte eigentlich den Lenz schon immerzu im eigenen Herzen, und jeder Brief ihres Leutnants wirkte auf sie wie ein Busch berauschend duftender Rosen, denn er wurde kühner und nannte sie fast auf jeder Seite jetzt einmal „süßes, kleines Mädel".

Aber Frau Braun meinte harmlos: „Kind, was hast du in der Stadt? Die Baronin ist eine allerliebste Frau! Du wirst dort leben wie in Abrahams Schoß. Denke nur, wie sehnsüchtig dich dein Backofenverehrer erwartet! Du hast doch die Kinder so gern!"

Ja freilich! Und es reizte sie, ja auch einmal das Osterfest auf dem Lande zu verleben.

„Na also, dann sagen wir auch zu!" entschied die Pflegemutter. „Am vierten April reisest du!"

So war also die Reise beschlossene Sache, und Lo kam in arge Bedrängnis, wegen der Briefbeförderung. Hin und her sann sie. Sie fand aber keinen andern Ausweg, als den, irgend jemand in ihr Geheimnis einzuweihen und um die Beförderung der Briefe zu bitten. Wer sollte das sein? Die Dienstboten um diese Sache wissen zu lassen, widerstrebte ihr, und Mi würde nicht reinen Mund halten, sondern die Geschichte ausplaudern. Irma konnte sie damit nicht behelligen. Ob sie es Alfred sagte? Lange überlegte sie, dann entschied sie sich für den Schwager als Mitwisser.

Hochklopfenden Herzens schlich sie eines Tages in sein Arbeitszimmer, unter dem Arm das Kästchen mit den Briefen, und sagte ihm alles. — Er war starr vor Staunen und machte ein sehr mißtrauisches Gesicht, als er die Briefe anfing zu lesen. Wie ein bittrer Geschmack würgte ihn der Begriff „Durch die Zeitung" im Halse. Und ein vorwurfsvolles „Aber Lo!" konnte er sich nicht versagen. Dann setzte er sich ihr gegenüber und las. Und je weiter er kam, desto heller wurde seine umdüsterte Miene. Ein paarmal lachte er. Ein leises, vorsichtiges Kaufmannslachen. Brennend vor Ungeduld, wartete Lo auf sein Urteil. „Mädel," rief er, als er zu Ende war mit dem Lesen, „Mädel, das ist ein Prachtkerl, den du dir da durch die Zeitung aufgegabelt hast! Ich gratuliere dir und mische meine Hände unbedenklich hinein. Also, du sendest den fertiggemachten Brief an mich von Dettenheim aus, und ich besorg' ihn in die Expedition. Desgleichen geh' ich pünktlich nach Amt zehn und hole dir die deinigen. Die stecke ich dann in einen neuen Umschlag und sende sie dir nach Dettenheim."

Lo war sehr erfreut über die Lösung, und nachdem sie ihm das heilige Versprechen abgenommen, tiefstes Schweigen zu bewahren über alles, ging sie beruhigt in ihr Stübchen zurück.

Nunmehr, da die Hauptsorge von ihr genommen, rüstete sie leichten Herzens zu ihrer Frühlingsreise nach Dettenheim.

An einem schrecklich wetterwendischen Apriltage fuhr sie ab. Es goß in Strömen, und als Rosi sie an der kleinen Haltestelle in Empfang nahm, fauchte der Frühlingssturm ihnen derartig um die Ohren, daß sie schreien mußten wie zwei Hökerweiber, um einander zu verstehen.

Mollig kuschelten sie sich in der geschlossenen Kutsche aneinander, und Lo erklärte, sie habe rasend Sehnsucht nach was Warmem in den Leib. und wenn's ein Punsch wäre! Rosi lachte belustigt und versicherte, sie solle ihn haben, dürfe aber beileibe nicht niesen, wenn er in die Nase steige, denn sie hätten in Dettenheim eine Marke, die nur ein handfester Krautbauer vertragen könne.

Das hatte ihr von Anfang an so gut an Lo gefallen, daß diese so ungeziert und ungemacht in ihrem ganzen Wesen war. Sie hatten überhaupt viel Berührungspunkte, diese beiden, frischfröhlichen Naturen, und es versprach ein recht kurzweilges Leben zu werden für die Dauer von Los Besuch. Am nächsten Abend rückten die Sürenschen Herren an. Rosi hatte sie „zur Tafel befohlen". Sie wollte ihren Schützling vorstellen. Den Vater hatte sie schon ganz für ihren Eheplan gewonnen. Er versicherte: „Was Rosi aussucht, nehm' ich unbesehen!" Hans Wilhelm aber spiete den Steifnackigen. „Das ist eine Art," schimpfte er, „ein friedliebend Mannsbild überfallen und ins Ehejoch zwingen wollen! Grade nicht!"

„Aber Hansi," bettelte Rosi, „sei ein bißchen lieb zu der Kleinen, daß sie nicht gar zu schändliche Eindrücke mit nach Hause nimmt! Ein paar Wochen sind doch keine Ewigkeit!"

Na ja, da ließ er sich herbei, „zähneknirschend" den Ritter zu spielen Und so hatte er sich auch wirklich ganz gut herausgeputzt heute abend. Seine geliebte Uniform trug er und sah bildhübsch aus.

Überrascht sah Lo zu ihm auf, als er sie begrüßte. Seine hübsche, reife Männlichkeit machte großen Eindruck auf sie, und sein Gesicht kam ihr bekannt vor. Im selben Augenblick fiel auch ihm der lustige Zusammenprall wieder ein. und sehr humorvoll erklärte er der Schwester: „Du Rosi, Fräulein Jakobus und ich sind alte Bekannte! Ich hab' sie sogar schon mal ans Herz gedrückt!"

„Glauben Sie's nicht, Frau Baronin, die Sache war ganz harmlos." Und sie erzählte es. Da war nun gleich ein netter Anknüpfungspunkt zu zwanglos heiterer Unterhaltung gefunden. Und Hans Wilhelm war gar nicht erbaut, als es aufbrechen hieß.

Rosi rieb sich heimlich die Hände und zwinkerte beim Abschied vielsagend den Vater an. „Es tut sich was! Gefällt sie dir?“

„Großartig!“ gab er leise zurück. „Nun wollen wir einander das Däumchen drücken.“

X.

Ein paar Tage hielt bei Hans Wilhelm der Zauber vor, dann kam der Sonntag und mit ihm ein Brief von der „Rätselhaften“. Ein lustiger, unterhaltender Brief. Und nun flog kein Gedanke mehr zu dem hübschen Gaste nach Dettenheim. Er war wieder ganz im Banne der „Rätselhaften“. Inzwischen hatte Rosi schon vorarbeiten wollen bei Lo. Ihre Bemühungen, die sie ja zwar sehr zart anbrachte, fielen aber kläglich ins Wasser, denn auf ganz vorsichtige Fragen hatte Lo heiß errötend gestanden, ihr Herz sei nicht mehr frei! Das war eine grausame Enttäuschung für Rosi, und sie konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Was ist er denn?“

„Offizier,“ lautete die schüchterne Antwort. „Aber die ganze Sache ist noch nicht bekannt?“ „Nein! Ach wo! Ganz heimlich noch fürs erste.“ Da war Rosi wieder ein bißchen beruhigt. Na, dann lag das ja noch in weitem Felde! Und wenn sich der Hans Wilhelm ranhielt . . . der konnte ja einen Adonis ausstechen . . . wenn er nur wollte! . . .

Aber Hans Wilhelm wollte offenbar nicht! Er war, als er Sonntags mit dem Vater kam, entsetzlich zerstreut und machte keine seiner sonstigen, lustigen Bemerkungen. Er spielte zwar den ritterlichen Mann, aber Rosi merkte sehr gut, daß kein „Zug und kein Feuer“ in der Sache sei. Sie versuchte mit allen Künsten, die beiden sich ein bißchen näherzubringen. Sie sollten musizieren, aber Hans Wilhelm meinte, eine Krähe könne heut' besser singen als er. Lo hätte auch so gern abgelehnt, aber da die Unterhaltung gar nicht ein bißchen lebhafter wurde, ließ sie sich herbei zu singen. Ein paar einfache, schlichte Volkslieder waren es, zu denen Rosi aus dem Gehör Alt sang und die anderen mitbrummten. Ein wenig gemütlicher wurde es ja nun, aber so übersprudelnd war keines bei Laune wie am zweiten Tage ihres Hierseins.

In der kommenden Woche kam nur Süren sen., sich nach ihrem Befinden erkundigen. Hans Wilhelm ließ sich entschuldigen. Die Feldbestellung sei so dringlich. In Wahrheit hielt ihn sein Ehrgefühl ab zu kommen. Denn Lo Jakobus war gefährlich hübsch, und wenn er nicht so sehr gefesselt gewesen wäre bei der „Rätselhaften“, so hätte er unbedenklich dem Verlangen der Schwester Folge geleistet. Aber so wollte er festbleiben. Und er wappnete sich, indem er desto zärtlicher an seine geliebte „Unbekannte“ schrieb und sie bat, sie möge doch nun endlich Ort und Zeit des ersten Kennenlernens bestimmen.

Er berief sich auf ihre Versprechungen und wartete sehnsüchtig auf ihre Antwort. Dem Briefe lagen ein paar Frühlingsblümchen bei, und sie schrieb ihm, sie sehe nun doch, daß sie ihr Versprechen halten müsse.

Also am fünfzehnten Mai in den Vorstadtanlagen, beim Denkmal der Königin Luise, nachmittags Schlag drei Uhr. Er möge nur nicht böse sein, daß es noch so lange dauern müsse.

Aber sie sei augenblicklich verreist und komme erst Anfang Mai heim. Übrigens sei sie vom Landleben entzückt. Schon bei den Schwiegereltern ihrer Schwester habe es ihr so gut gefallen, und der jetzige Aufenthalt sei wieder so reizend. . . .

Dauernd auf dem Lande zu leben, müsse etwas Herrliches sein! Man wird reiner, natürlicher, besser!

Nun wurde Hans Wilhelm ganz rappelig vor Freude. „Mein liebes, kleines Mädel“, schrieb er ihr, „Ihr Brief war einer der reizendsten, die ich je von Ihnen bekam. Am meisten hat mich das vom Landleben interessiert. Also Sie werden nicht seufzen und stöhnen über die Einsamkeit? Sondern unser alter, schöner Park, unser herrlicher Wald werden Ihnen genügen! Felder und Wiesen und meine Gesellschaft auch? Ich glaube zwar, ich hab' eine Menge Unterhaltungstalente, die werde ich Ihnen sogar gelegentlich mal aufzählen. Also das muß ein Leben werden wie im Himmel!

Am fünfzehnten Mai, nachmittags drei Uhr! Ich zähle die Stunden bis dahin. Wohin sind Sie denn verreist? Ins Pommersche? Ins Brandenburgische oder noch in unserm lieben Schläsing?“

Darauf schrieb sie ihm, daß sie über die Grenze von Schlesien noch nie hinausgekommen sei, und darum könne sie auch nicht urteilen, ob es hier oder anderswo schöner sei. Aber das vermöge sie zu sagen, daß sie die schlesischen Dörfer, Berge und Wälder entzückend finde. Ja, richtig, am Meer war sie schon mal. Aber wenn sie zeitlebens am Meer wohnen sollte, da würde ihr das jedenfalls entsetzlich öde vorkommen. Sie sei mal so. Nun müsse sie noch etwas recht Wichtiges zur Sprache bringen. Er scheine das als ganz sicher anzunehmen, daß sie sich heiraten würden. Aber damit hätte es doch noch recht gute Weile. Wie denn, wenn sie sich alle beide ein bißchen herausgeputzt, so gewissermaßen sich seelisch schmuck gemacht hätten oder wie sich das am passendsten bezeichnen ließe. Ihr fiele eben keine bessere Bezeichnung ein, aber er sei ja sonst so scharfsinnig, er würde sicher wissen, wie sie das meine.

Darauf schrieb er ihr einen langen Brief. Alle ihre Bedenken zerstreute er ihr darin. „Fehler kann jeder Mensch haben, aber bei gutem Willen lassen sie sich überwinden.“ So munterte er sie auf und schloß mit der Bemerkung, daß gerade ihre Besorgnis um eigene Fehler ihn überzeuge, daß sie keine habe.

In der letzten Woche ihres Dettenheimer Aufenthaltes bekam Lo diesen Brief. Er machte sie überglücklich. Mit Herzklopfen zählte sie die wenigen Tage, die sie noch trennten vom fünfzehnten Mai, und es stand fest bei ihr, daß sie sich diesmal durch nichts abhalten lassen würde hinzugehen.

Rosi war ganz niedergeschlagen, daß das erste lebhafte Interesse, das Hans Wilhelm und Lo füreinander gezeigt, so im Sande verlief. Wie war es nur möglich, daß Hans Wilhelm dieses treffliche Mädchen nicht in ihrer ganzen Würdigkeit erkannte? Aber es ließ sich nichts dagegen tun. Er mochte wohl eben doch schon verliebt sein.

Sie sprach zu dem Vater von ihren Befürchtungen. Der zuckte mit schwerem Seufzer die Achseln. „Weiß Gott, diese Lo Jakobus ist ein prachtvolles Geschöpf, und ich hätte sie ums Leben gern zur Schwiegertochter. Aber der Junge geht ihr sichtlich aus dem Wege, er muß irgendwo gefesselt sein!“

„Ja, warum bringt er aber die Sache nicht zum Abschluß?“

Rosis tatkräftige Natur neigte leicht zur Ungeduld. Kummervoll sah der Vater sie an. „Es muß ein Haken bei der Geschichte sein!“

Eine Weile schwiegen sie beide, in tiefes Nachdenken versunken. Dann schüttelte Rosi den Kopf. „Sorge dich nicht, Vater! Wenn da irgend was nicht stimmte, hätte der Hans Wilhelm nicht so blanke Augen!“ Damit gab sich der alte Herr zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Durchlaucht und Kritiker.

Historische Skizze (1805)

von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Die Zeitung für die elegante Welt war angekommen, und der Kammerdiener legte sie mit behaglicher Breite auf den Arbeitstisch des Herzogs August von Gotha, wo in bunter Unordnung Kunstgegenstände, Altertümer, Bücher und Broschüren herumlagen.

Der Herzog dehnte sich noch verschlafen im Bett, so schön die Herbstsonne auch in das hohe Fenster des Schlosses Friedenstein scheinen mochte.

„Geb Er mir das Blatt, Martin,“ rief Seine Durchlaucht und nahm gleich darauf vom silbernen Tablett die Zeitung für die elegante Welt, in der sich die neuesten Bücherbesprechungen befanden. Hastig durchblätterte er die Seiten, dann las er, die Zornesader schwoll auf seiner Stirn, und mit beiden Füßen sprang er aus dem Bett.

„Hol' der Teufel den Kritiker!“

Martin war ganz klein geworden und verschwand schier ungesehen aus dem Zimmer. Er hatte immer ein schlechtes Gewissen und blieb nicht gern bei Zornesausbrüchen seines Herrn im Zimmer.

So nahm Herzog August höchstselbst den seidenen Schlafrock, zog Pantoffeln an und ging in das chinesische Kabinett, wo seine erregten Nerven am leichtesten Ruhe fanden und wo er zwischen zierlichen Ornamenten, feinen Porzellanen und glücklich zusammengestellten Farben zu dichten und zu träumen liebte.

Herzog August war ein Freund der schönen Künste, er schrieb Idyllen voll zarter Gemüts- und Naturstimmung, die er anonym zu veröffentlichen pflegte. Um eine Ausgabe solcher Idyllen handelte es sich jetzt. Sein Werkchen „Kyllenion“ hatte Herr Mahlmann in der eleganten Welt bös heruntergerissen, und das war dem sonst ziemlich phlegmatischen Herzog in die Krone gefahren. Doch im chinesischen Kabinett fand er rasch sein freundliches Lächeln wieder. Die Weisheit des Ostens, die aus allen zierlichen Dingen um ihn her sprach, besänftigte sein Gemüt. Er klingelte Martin herbei, seine Toilette zu vollenden.

Der Kammerdiener hatte unterdessen das wichtige Blatt an sich genommen, den Braten richtig gerochen und der Frau Herzogin durch die Kammerfrau den Fall zukommen lassen. So war der Hof rasch davon in Kenntnis gesetzt, daß die viel und laut bewunderte Idylle Kyllenion scharfe Ablehnung in literarischen Kreisen erfuhr.

„Was werden Sie tun, mein Gemahl?" fragte die Herzogin ein wenig boshaft belustigt, denn sie war der praktisch regierende Teil des Hauses und liebte die „poetischen Extravaganzen" ihres Gatten nicht besonders.

„Ich? — Herrn Mahlmann zu einer Vorlesung bei Hof einladen."

„Es wird unmöglich sein, der Mann hat nicht den geringsten Titel."

„Dann schick ich ihm vorher ein Hofratspatent", erwiderte der Herzog trocken.

Es war also nichts gegen die landesherrliche Laune zu machen, und einige Wochen später erwartete der Hof die Vorlesung des Herrn Hofrat Mahlmann aus Leipzig. Man versprach sich eine Sensation, denn Herzog August's angriffsfrohe Witze waren gefürchtet.

Außerordentlich geschmeichelt und daher ziemlich aufgeblasen im Gefühl, daß seinen Verdiensten und seiner Zeitung von Gotha aus die unerwartete Auszeichnung des Titels und der Einladung zuteil geworden, reiste Siegfried August Mahlmann, ein kleiner, dicker Herr, von Leipzig in die thüringische Residenz und stieg im Gasthof zum Rautenkranz ab, wo er zu seiner Freude das Zimmer bekam, in dem Goethe des öfteren früher übernachtet hatte.

Sein freudiges Erstaunen wuchs, als eine Staatskarosse mit Hoffourier und Haiducken vorfuhr, den Herrn Hofrat zur „Assemblée" im Schloß abzuholen, wo er die Gesellschaft erwartungsvoll in großer Toilette vorfand. Zu seiner Verwunderung begrüßte ihn die Herzogin ein wenig steif, doch der Herzog entschädigte ihn mit desto größerer Lebhaftigkeit, die Oberhofmeisterin konnte ein „Wir sind außerordentlich gespannt" aber nicht unterdrücken.

Auffallend laut nannte der Herzog seinen Gast „eine der größten geistigen Kapazitäten", bat um seine Freundschaft und gab ihm dann selbst das Buch, aus dem er vorlesen und über das er sprechen solle.

Es war „Kyllenion".

Erstaunt drehte Mahlmann das Büchlein in seinen Händen.

Neben ihm stand der Hofmarschall, Herr von Frankenberg, und flüsterte ihm ins Ohr, aber so laut, daß es bei der großen Stille, die nun die Etikette gebot, weithin vernehmbar war: „Durchlaucht sind selbst der Verfasser, wenn Sie es noch nicht wissen sollten."

Mahlmann muß sehr verdutzt ausgesehen haben, denn ein Lächeln ging durch den Saal.

Die Herzogin fixierte den Erschrockenen: „Nun, Herr Mahlmann, Sie können beginnen."

„Sie kennen ja das Buch, Sie haben doch selbst darüber geschrieben", meinte der Herzog.

Doch Mahlmann, der viel Humor besaß und sein Talent für die dramatische Burleske schon einigemale bewiesen hatte, stand einen Augenblick der tragikomischen Situation ratlos gegenüber. Er verwünschte innerlich Fourier und Haiduken, auf die er so stolz gewesen und die ihn nach diesem geheimnisvollen und jetzt so bösartigen Zauberschloß gebracht.

„Lesen Sie ruhig vor, was Ihnen am wenigsten gefallen hat", sagte der Herzog nach einer Pause. „Die elegante Welt sprach sich ja deutlich genug aus."

Nun gewann der verlegene Kritiker seine Selbstbeherrschung zurück, verbeugte sich und begann: „Wenn sich Götter verkleidet auf den Maskenball begeben, dürfen sie nicht beleidigt sein, hören sie manches, das nur für die Ohren der Sterblichen bestimmt ist. So geht es auch Dichtern, die verhüllt auf dem Parnaß erscheinen . . ."

„Genug, Herr Hofrat, Sie haben sich gut aus der Affäre gezogen", rief der Herzog belustigt. „Hier ist ein Buch, das der Hof noch nicht kennt und aus dem Sie lieber vorlesen werden."

Er ließ dem Gast ein Bändchen überreichen, auf dessen zierlichem Einband gedruckt zu lesen stand: „Mahlmanns Erzählungen und Märchen."

Angenehm verlief die Vorlesung und bei dem nachfolgenden Souper ging es recht lustig zu. Als der Gast dem Champagner ein wenig mehr zusprach, als ihm gut war, versicherte er, künftig freundlicher urteilen zu wollen, denn schließlich sei Kyllenion für eine Durchlaucht doch ganz ausgezeichnet ausgefallen, für einen anderen allerdings . . .

Da unterbrach der Hofmarschall die Rede.

Dank.

Skizze von **Paulrichard Hensel.**

„Du bist so seltsam heute", sagte die blasse Frau und streckte von ihrem Krankenlager begütigend die Hand ihrem Manne entgegen. „Hat es Ärger auf dem Werk gegeben?"

Walter Hagen strich ihr leise über das Haar. „Nichts von Bedeutung, Inge. Die Menschen sind so sonderbar. Es ist oft, als würde ihnen das Leben unerträglich, wenn ein paar Wochen oder Monate in Ruhe dahingehen. Wir haben ruhige Leute auf der Grube, die verläßlich sind. Aber unter den Neuen gibt es Zänker, Neider . . ."

Frau Inge, die wohl wußte, daß er ungern über die Dinge sprach, die ihm am unbehaglichsten waren, ihn erschütterten, streichelte besorgt seine Hand. „Hat dir einer weh getan? Vergiß es . . ."

Ein gequälter Ausdruck trat in das Gesicht des Mannes. „Es ist nicht das, daß mir einer ein häßliches Wort nachwirft, weil ich der Direktor bin und er der Arbeiter — nein, es macht nur traurig, wenn man sich des eigenen guten Willens schämen muß, weil er nicht erkannt wird, und wenn statt eines Begreifens und Einfügens in die Weltordnung, die wir nicht geschaffen haben und auch nicht ändern können, nur Unzufriedenheit und Streitsucht herrscht. Aber nicht wahr," fügte er verlegen lächelnd hinzu, „ich bin ein schlechter Ehemann, daß ich dir so unangenehme Dinge erzähle. Wie geht es dir? Was hat der Arzt gesagt?" . . .

Eine Stunde später ging Walter Hagen, der Direktor des Braunkohlenbergwerks, nachdenklich aus dem Zimmer seiner kranken Frau. Seitdem er auf diesem Posten stand, war es immer sein Bestreben gewesen, den Arbeitern gute Lebensverhältnisse zu sichern, was natürlich zur Voraussetzung hatte, daß die Förderung der Grube und damit die Einnahmen mit den Ausgaben im Einklang standen. Einige Unzufriedene hatte es immer gegeben, aber der Widerstand, den gerade in den letzten Wochen die Grubenleitung fand, erfüllte ihn mit Besorgnis. Der Ton der Deputation, die man heute zu ihm geschickt hatte und die er noch freundlich und höflich empfangen hatte, war so schroff gewesen, daß ihm die Zornesröte ins Gesicht gestiegen war. Dann hatte er doch mit ihnen verhandelt, denn er dachte: Vielleicht haben sie auch eine kranke Frau zu Hause. — —

In der Nacht meldete die Krankenschwester, die im Hause war, eine plötzliche Verschlimmerung im Befinden der Frau Inge. Hagen wollte sich sofort telephonisch mit dem Arzt in der Stadt in Verbindung setzen, aber blaß geworden, ließ er den Hörer sinken. Die Leitung nach der Stadt war infolge des Hochwassers gestört. Ja, er entsann sich, da draußen außerhalb des Werkes war noch eine andere Welt, für die er kaum Gedanken übrig haben durfte, in der es auch eine Not gab, seit Wochen schon. Der Tagebau der Grube lag abseits auf einem Höhenzug, aber wenige Kilometer entfernt davon, in der Niederung, lagen Dörfer und Anwesen, die seit langem von dem über die Ufer getretenen Strom bedroht waren und deren Einwohner täglich in Angst um die Festigkeit des Deiches waren. In wenigen Minuten stand der Kraftwagen der Direktion bereit. Konnte Hagen den Arzt nicht rufen, mußte er ihn holen.

Die Scheinwerfer des Wagens stachen grelle Lichtkegel in die Nacht. Häuserschatten huschten vorbei, Felder, in rasendem Tempo ging es die Straße bergab, jetzt sah man linkerhand den Deich, dahinter wie einen großen, unheimlichen See das brodelnde Wasser, aufgepeitscht vom Wind. Ein seltsames Brausen lag in der Luft — oder war es in den Bäumen, den Telegraphenmasten? Hagen achtete auf nichts und hielt das Steuer fest in der Hand. Da laufen ein paar dunkle Gestalten an ihm vorbei — dort steht wieder einer, schreiend, andere, ohnmächtig schreiend. Er stoppt. Jemand springt auf ihn zu. „Der Deich . . .!"

Da weiß er schon alles. Man hat eine Gefahrenstelle im Deich entdeckt — eine Stunde vielleicht ist noch Zeit — da gibt es kein Überlegen. Drei, vier Männer sitzen schon im Wagen; man muß die Wache, den Deichkommandanten benachrichtigen. Irgendwo in der Nähe liegt auch eine Abteilung Soldaten — sie müssen alarmiert werden — die Leitung ist zerrissen — „Gott sei Dank, daß ein Wagen da ist", ruft jemand —

Hagen wirft den Wagen auf der Chaussee herum, daß er hart die Böschung streift. Dann rast er zurück. Die Männer weisen ihm die Richtung. Über Böschungen geht es, durch Tümpel — Hagen denkt kaum daran, daß er mit einem anderen Vorsatz fortgefahren war, so selbstverständlich scheint es ihm; daß er jetzt von einem zum andern fährt, um zu wecken, zu rufen, dann wieder den Deich entlang — es kann Stunden dauern, weiß er, aber Menschen sind in Gefahr mit ihrer gesamten Habe, da gibt es kein Zögern. Und er ist fast zufrieden, daß er mithelfen kann, ihnen Rettung zu bringen, und preßt die Lippen zusammen und denkt: Das Leben von Tausenden ist wichtiger als ein einzelnes — —

In den frühen Morgenstunden, als die Nachtschicht der Arbeiter das Werk verließ, fuhr der Kraftwagen des Direktors durch das offene Tor. Ein paar Leute drehten sich mürrisch um und sagten: „Natürlich, der fährt schon spazieren, während wir noch arbeiten!" Sie sahen nicht den Schmutz an dem Wagen und das bleiche Gesicht Hagens und des fremden Herrn, der neben ihm saß. In gewohnter Ruhe,

die immer einen Rest von Unzufriedenheit barg, gingen sie die Straße herab nach ihren Dörfern, wo die Frauen, übernächtigt vor Angst, aber froh der überstandenen Gefahr, in den Türen warteten —

Indessen in Frau Inges stillem Gemach ein müder Mann verzweifelt an dem Lager der Leblosen niederglitt . . .

Herrenlose Reichtümer.

In unserer Zeit, in der die Jagd nach dem Geld vielfach so wilde Formen angenommen hat, gibt es eine Anzahl großer Vermögen, die herrenlos sind, trotzdem von vielen Seiten Ansprüche darauf erhoben werden. Ein sehr bedeutendes Besitztum ist die sog. „Angel-Erbschaft“, die aus großen Liegenschaften in Brixton und mehreren Millionen baren Geldes besteht. Das Geld liegt auf der Bank von England; mehr als 50 Bewerber haben sich um diese Hinterlassenschaft gestritten, aber noch keinem ist es bisher gelungen, seinen Anspruch als rechtlich wirksam nachzuweisen. Ein anderer großer Familienbesitz ist das Erbe der Edwards, das hauptsächlich aus wertvollen Terrains in Neuyork besteht; man schätzt diesen herrenlosen Besitz auf die Riesensumme von 2 Milliarden Mark. Unter ähnlichen Verhältnissen sind die Webber-Millionen angelegt, die bisher auch noch keiner der vielen Bewerber hat erringen können. Schuld daran, daß sich niemand an diesem fabelhaften Reichtum erfreuen kann, ist der Erblasser Webber selbst; er war nämlich über die Heirat seiner Tochter, die sie gegen seinen Willen eingegangen war, so wütend, daß er sie enterbte und in seinem Testament bestimmte, die Hinterlassenschaft dürfte erst dann angetreten werden, wenn Erben aus der siebenten Generation vorhanden seien. Webber stammt aus der englischen Grafschaft Norddevon, und war ein Nachkomme des Rev. Humphrey Webber, der um 1665 lebte. Es sind noch Nachkommen dieses Geistlichen vorhanden; und sie behaupten, mit dem Neuyorker Webber in der siebenten Generation verwandt zu sein. Diese Erblustigen gehören zwei verschiedenen Familien an, und beide waren natürlich auf das eifrigste bestrebt, ihre Ansprüche nachzuweisen. Die Webbers fielen dabei in die Hände von Agenten, die sie ausbeuteten. Stammbäume von hervorragenden Genealogen beibrachten, die sich dann als gefälscht erwiesen, und die ganze Angelegenheit aufs äußerste verwirrten. So haben die Familien von ihrem Erbanspruch bisher nur Kosten und Ärger gehabt, ohne in den Genuß der winkenden Millionen treten zu können.

Solche romantischen Erbschaften spielen in englischen Gerichtsverhandlungen nicht selten eine Rolle. Kürzlich wurde eine Dame glückliche Erbin eines großen Vermögens nur auf Grund einer Photographie. Ein Mann aus Wales war nach Amerika ausgewandert und hatte dort große Reichtümer gesammelt. Nach 35 Jahren trug er Verlangen, seine Heimat wiederzusehen, nahm sich einen Platz auf der Lusitania und ging mit dem Schiff unter. Unter seinen Verwandten in Wales entstand nun ein eifriger Wettstreit um die Erbschaft. Diese fiel schließlich einer Frau zu, die zu seiner Familie gehörte, aber den Verstorbenen gar nicht gekannt hatte. Die Begründung für ihre Ansprüche fand man in einem Bildnis von ihr, das sie dem fernen Onkel aus Amerika zugeschickt hatte und das mit einigen zärtlichen Worten von seiner Hand auf dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers in Neuyork stand.

Vor einigen Jahren lebte in einem Londoner Klub ein Mann, der niemals einen Brief empfing, niemals Bekannte bei sich sah, niemals Gesellschaften oder Theater besuchte und der seine Tage damit hinbrachte, seine Pfeife zu rauchen und aus seinem Fenster starren Auges auf die Straße zu sehen. Der Direktor des Klubs, der ihn 12 Jahre lang kannte, sah ihn niemals mit jemandem sprechen und niemals lächeln. Als er plötzlich starb, wurde er als der „einsamste Mann der Erde“ bezeichnet. Trotzdem fanden sich schon wenige Stunden nach seinem Tode mehrere Leute in London ein, die auf die Erbschaft Anspruch erhoben.

Bunte Chronik



* **Die Radziwill-Bibel.** Wie wir bereits gemeldet haben, wurde am 16. Oktober dem Staatspräsidenten von einer Abordnung der Wilnaer evangelisch-reformirten Synode eines der wenigen aus den Stürmen der Gegenreformation geretteten Exemplare der kunstvollen Brester Bibel von 1563 zugleich mit einem auf Pergament geschriebenen Schenkungsakt überreicht. — Der Veranlasser und tatkräftige Förderer dieser besten polnischen Bibelübersetzung war der Wilnaer Wojewode Fürst Nikolaus Radziwill auf Nieswież, eines der bedeutendsten Mitglieder des in diesen Tagen vielgenannten Fürstengeschlechtes der Radziwill. Das wertvolle Geschenkwerk, das (in Übersetzung) den Titel trägt: „Heilige Bibel, das ist Bücher des Alten- und Neuen Testaments besonders aus dem Jüdischen, Griechischen und Lateinischen neu in die polnische Sprache mit Fleiß und Treue übertragen“, wird dem Warschauer Volksmuseum überwiesen werden. Über diese Bibel schreibt der bekannte Literarhistoriker Dr. Tadeus Grabowski in seinem Werke „Aus der Geschichte der calvinischen Literatur in Polen“, daß das Polnische dieser Bibel rein, reich, echt polnisch und von einer Eleganz des Ausdrucks ist, die Rej nicht gekannt habe. Der Einfluß dieser Sprache sei in der ganzen calvinischen Literatur ungeheuer gewesen und habe die Sprache vor dem Übergewicht der Latinismen und der Nachahmung des Tschechischen bewahrt.

*

* **Der Wunderkinder-Kongreß.** Einen einzigartigen Kongreß hat die amerikanische „Liga zur Förderung des Genies“ in Neuyork abgehalten. Es fand hier eine Vereinigung der Wunderkinder statt, und die Gastgeberin war ein neunjähriges Mädchen, Caroline Bird, das sich bereits als Schriftstellerin und Rednerin einen Namen gemacht hat. Unter den noch nicht der Kinderstube entwachsenen Teilnehmern an diesem Kongreß befanden sich zahlreiche amerikanische Wunderkinder. Da war Paul Gest, der 10jährige Neffe des Impresarios Marris Gest, der vor einem Jahr aus Rußland nach der neuen Welt gekommen ist und eine Anzahl Dramen für Kinder geschrieben hat; dann die 12jährige Elisabeth Benson, die Tochter der Dichterin Anne Austin, die bereits die Hochschule besucht. Das jüngste dieser Genies war der fünfjährige Bobbie Kanovlas aus Brooklyn, der eine Reihe Musikstücke komponiert hat und seine Kenntnisse dadurch bewies, daß er die Themen mehrerer Opern am Klavier vorspielte und erläuterte. Andere solche Wunderkinder waren die beiden Töchter des Schriftstellers Schuyler Patterson, die sechsjährige June und die neunjährige Dorothea, die sich beide literarisch betätigt haben, der 10jährige Komponist David Farjean, die elfjährige Tänzerin Elisabeth Rollent, das zwölfjährige Dichterpaar Elisabeth Willgus und Jean Willson. Durch diesen Kongreß will man die Wunderkinder mit reichen Leuten zusammenbringen, die sich ihrer weiteren Ausbildung annehmen sollen.

*

* **Söderblom und die kurzen Kleider.** Der bekannte schwedische Erzbischof Söderblom überrascht in seinen Predigten bisweilen seine Zuhörer mit freimütigen Äußerungen über die Torheiten und Sünden der Zeit. So nahm er neulich in einer Predigt in Vaxholm die Mode der Damen zum Ausgangspunkt einiger Reflexionen, die in ihrer praktischen Schlußfolgerung denn doch die Hörer reichlich verblüfften. „Wenn ich,“ sagte er, „zum Beispiel im Eisenbahnwagen eine junge Dame sehe, wie sie dasitzt und sich vergebens bemüht, das kleine Zeuglappchen, das das Kleid vorstellen soll, über die nackten Knie herabzuziehen, ja, da werde ich von Mitleid ergriffen und frage mich: Hätte die Schneiderin das nun nicht ein kleines bißchen länger machen können? Ich wage ja gewiß nichts gegen die allmächtige Majestät der Damenmode zu sagen, aber, gerade herausgesprochen, es ist doch schon ein bißchen anstößig mit diesen kurzen Kleidern. Wäre es da nicht mit Rücksicht auf die Forderungen der Hygiene wie der Anständigkeit und des praktischen Lebens weit besser, die Damen gingen zum Tragen von Hosen über, so daß dieses sogenannte Kleid nur als Garnierung oben drüber bleibt . . .“ Die Frau Erzbischöfin, die mit in der Kirche war, sah erst erstaunt zu dem Redner auf, und dann schüttelte sie doch bedenklich ihr Haupt über diese Schneidervorschläge ihres Mannes.

*

* **Aus der evangelischen Kirche Rußlands.** Zum ersten Mal nach dem Kriege hat nunmehr die Sowjetregierung den evangelischen Gemeinden in Rußland die Erlaubnis erteilt, Visitationen zu veranstalten. In ganz Rußland gibt es nur 79 ordinierte Pastoren. Die Einreise ausländischer Pastoren nach Rußland ist streng verboten. Es sind deshalb Schritte zur demnächstigen Eröffnung eines Seminars zur Ausbildung evangelischer Geistlicher in Petersburg unternommen worden. — Die evangelische Gemeinde in Moskau feiert in diesem Jahre ihr 300jähriges Jubiläum. Vor dem Kriege zählte die Gemeinde 20 000 Seelen mit mehreren Geistlichen, 2 Gymnasien mit über 1500 Schülern. Heute wird die zusammengeschmolzene Gemeinde nur noch durch einen Geistlichen, den Bischof Mayer, versehen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.